

Bettina Stangneth

## Was heißt: Sich im Denken orientieren?

Vortrag im Wien Museum, 21. Juni 2017

---

### Abstract

Hannah Arendt demanded nothing less than a paradigm shift. Philosophers and thinkers generally should recount more about the experience of thinking. Only through reporting on this experience of the activity of thinking can we come to an awareness of what we are doing when we think, where we find ourselves in that moment, and why even one's own thinking is anything but a merely private matter.

---

Guten Abend, verehrte Damen und Herren,

Hannah Arendt — um gleich mit dem Namen zu beginnen, den Sie heute und in den nächsten Tagen zurecht so oft hören werden, also: Hannah Arendt mochte es, Ihre Vorträge mit einer Entschuldigung zu beginnen. Das ist für Philosophen immer ein guter Anfang, weil wir nämlich wissen, was wir dann für den Rest des Abends tun werden: Wir versuchen, so gut es uns möglich ist, die Wahrheit zu sagen. Mit anderen Worten: Wir werden uns garantiert daneben benehmen.

Lassen Sie mich diese Tradition fortsetzen, also natürlich die, mich gleich am Anfang zu entschuldigen und zwar bei denen unter Ihnen, die heute Abend ins Wien Museum gekommen sind, weil Sie die Vortrags-Ankündigung dieses Hauses gelesen haben. Sie haben es inzwischen ja vermutlich schon bemerkt: der Titel meines Vortrags ist ein ganz anderer. Natürlich wollte man nur Ihr Bestes. Man wollte Sie nicht mit meinen komplizierten Formulierungen verschrecken, sondern nach guter pädagogischer Manier anlocken; es war also zweifellos auch nur gut gemeint, dass man sich extra für Sie sogar noch eine eigene Ankündigung ausgedacht hat. Ich hoffe, Sie sind nun nicht furchtbar enttäuscht, aber ich „urgiere nicht die radikale Reflexion der Denktätigkeit an sich“. Um die schon angedrohte Wahrheit zu sagen: Das könnte ich auch gar nicht. Ich weiß nämlich überhaupt nicht, was das alles sein soll.

Sie sehen, mir bleibt gar nichts anderes übrig, als mich schon im Voraus für mein Unvermögen zu entschuldigen. Immerhin wird es unseren Gastgeber in diesem schönen Raum vielleicht erfreuen, dass Sie heute Abend sogar etwas hören werden, das mit einer Ausstellung zu tun hat, die hier gezeigt wurde. Wie viele andere bin auch ich letztes Jahr in dieses Museum gekommen, um mir *Sex in Wien* anzuschauen. Also ja, ich verspreche Ihnen, es wird auch um das Eine gehen, wie es der reißerische Vortragstitel, also mein eigener, ja auch ganz unmissverständlich ankündigt, der da lautet:

## Was heißt: Sich im Denken orientieren?

Es geht um nicht weniger als das, was Hannah Arendts erste und letzte große Liebe war. Es geht um die Philosophie — nicht die praktische, nicht die politische, sondern um die grundlegende, die Erkenntnistheorie.

Hannah Arendt ist für ihre Überlegungen zu Gesellschaft, Geschichte und Politik so berühmt, für einige auch nur berüchtigt, dass man es gern vergisst. Aber tatsächlich war ihr persönlicher Zugang zur Philosophie nichts Geringeres als das größte Werk zur Frage, was der Mensch wissen kann: Hannah Arendt las mit vierzehn Jahren Kants *Kritik der reinen Vernunft*. Mit vierzehn. Ich weiß ja nicht, was Sie in diesem Alter gelesen haben. Und ich sage Ihnen besser auch nicht, was ich mit vierzehn gelesen habe. Immanuel Kant war's jedenfalls nicht. Arendt muss gelesen haben, wo sie ging und stand, schmiss die Schule, hörte in Berlin Vorlesungen und machte ihr Abitur als Externe ein Jahr vor den ehemaligen Mitschülern.

Theoretische Philosophie, insbesondere die Theorie der Erkenntnis, ist kein populäres Geschäft. Wenn ich Ihnen heute Abend dennoch zumute, mir auf dieses Feld zu folgen, dann nicht nur deshalb, weil ich diesen Bereich der Philosophie bis heute für den wesentlichen halte, also für das, wovon alles weitere Denken unvermeidlich abhängt. Auch Hannah Arendt sah das so. Und es war vermutlich kaum einem Denker je ernster damit. Philosophen, mahnte sie an, müssten nicht nur darüber Auskunft erteilen, was wir wissen können. Wir sollten außerdem viel öfter über die Erfahrung des Denkens sprechen, also darüber, wie wir unser eigenes Denken erleben. Nur wenn wir, die wir aus der Konzentration auf das Denken einen Beruf gemacht haben, auch darüber berichten, wie sich das Denken anfühlt, kann uns bewusst werden, was wir tun, wenn wir denken, wo wir dann überhaupt sind und warum die Entscheidung zum Denken wie jedes andere Handeln etwas mit Verantwortung zu tun hat.

Natürlich kann man Arendts Gedanken zur theoretischen Philosophie irrelevant finden. Es ist ohne Frage auch mühsam, einen Philosophen zu lesen, der so souverän mit den Klassikern der Philosophie spricht, wie diese Frau, die – nicht nur Platon und Kant – aus dem Gedächtnis zitieren kann und zu allem Überfluss auch noch alles selber übersetzt. Sie konnte Griechisch und Latein, liebte Bildung, das Spiel mit der Sprache, aber keine Anführungsstriche. Ihre Virtuosität im Umgang mit den größten Texten und Begriffen der Philosophiegeschichte ist ein Fest – solange man es nicht rückübersetzen möchte, also in der Fremdsprache erst einmal erkennen muss, die die Autorin beim Schreiben selber immer noch lernt. Bis heute erscheinen Forschungsbeiträge zu vermeintlichen Arendt-Begriffen, die tatsächlich gar nicht von ihr stammen, sondern von ihr aufgegriffen wurden, also ein Dialog sind. Es ist auch dieses doppelte Ringen um Begriffe, das Arendts Werk so einzigartig macht. Nichts ist so einfach, nichts so schwer zu übersetzen, wie Philosophie. Und durch nichts kann man mehr lernen in einer Wissenschaft, die wesentlich international sein will. Naja, wenn man nicht Martin Heidegger fragte jedenfalls. Der hatte es lieber nur deutsch. Aber sogar seine Begriffe gewinnen in Arendts ‚Übersetzung‘ auf beachtliche Weise. Man ahnt plötzlich, warum Heidegger in den Zwanzigerjahren fasziniert hat. Theoretische Philosophie erscheint sogar manchem Philosophietreibenden sperrig. Mitreden in Moral und Politik fällt seit je leichter, es scheint uns zugänglicher, weil nur dieser Teil der Philosophie, so glauben wir, uns alle angeht. Aber so leicht und locker Arendts Texte oft klingen, so essayistisch ihr Werk auch anmuten mag: Arendt denkt nicht ohne Struktur, nicht ohne Wissen um die Grundlage der eigenen Denkungsart; das heißt, sie bewegt sich noch dann sicher auf dem Fundament der Denkerfahrung von Jahrhunderten, wo ihr diese Tradition fragwürdig ge-

worden ist und ihr Denken hat noch dort einen Ertrag, wo ihre eigene Urteilskraft fehlgeht. Arendt lesen heißt, einen Philosophen in vollgültigem Sinne lesen. Es heißt, nicht allein über Beispiele zu diskutieren, sondern über die Theorien. Das bedeutet aber auch: Ohne eine gründliche Kenntnis von Originalschriften aus zweitausend Jahren europäischer Philosophiegeschichte geht das einfach nicht, oder geht doch unvermeidlich schief. Auch wenn Sie persönlich bisher keinen Zugang zu Schriften wie *Natur und Geschichte* oder *Vom Leben des Geistes* gefunden haben; und auch wenn Sie die Legende glauben, dass Hannah Arendt in diesem Felde eh nichts anderes zu bieten habe als einen Martin Heidegger für Arme; ja, insbesondere dann, wenn Sie sich eher immun gegen die Faszination theoretischer Philosophie glauben: Wer Arendt liest, sollte schon deswegen etwas von der Tiefe wissen, aus der hier gedacht wird, weil das praktische Folgen hat. Der französische Philosoph René Descartes hat es im 17. Jahrhundert so formuliert: *semel in vita* – wenigstens einmal im Leben sollte jeder in diesen Abgrund schauen. „Mensch zu sein“, sagte dreihundert Jahre später Fernando Pessoa, „das heißt wissen zu können, was wir niemals wissen werden.“ Und sei es nur, damit uns nach der Reise in das Grenzland des Erkennbaren niemand mehr als Wissen verkaufen kann, was garantiert kein Wissen ist.

Aber da ist noch mehr. Wer sich aufmacht, nach dem Denken zu fragen, kann nicht nur eine weitere Ebene der Überlegungen Hannah Arendts finden, also weitere Bruchstücke zu einer intellektuellen Biographie. Arendt entdeckte vielmehr ihrerseits eine neue Aufgabe der Philosophie. Entgegen der landläufigen Meinung sind es nicht die Antworten, die einen Philosophen zu einem bedeutenden machen. Es sind die blinden Flecken, die er entdeckt. Es sind die Fragen, deren Notwendigkeit er erkennt, obwohl niemand bisher ahnte, dass uns etwas fehlt. Hannah Arendt stellte so eine neue Frage – auch in der theoretischen Philosophie. Also vergessen Sie für einen Moment Martin Heidegger und die anderen Nazis – für Sex ist es ja auch noch etwas zu früh – und lassen Sie uns damit anfangen, eine zweihundert Jahre ältere, aber ebenso ewigültige Frage zu verstehen, die ich mir für heute Abend, wie die Fachkundigen unter uns natürlich längst durchschaut haben, von niemand anderem als Immanuel Kant geliehen habe, der sie sich seinerseits – soviel sei schon ausgeplaudert – ebenfalls von einem anderen geliehen hat:

### Was also heißt nun: Sich im Denken orientieren?

Orientierung ist schon eine komplizierte Angelegenheit, wenn nicht vom Denken sondern vom Raum die Rede ist. Man merkt sich ja nicht ohne Grund vor allem die Lage des Lichtschalters, wenn man die erste Nacht in einem Hotel verbringt. Aber schon das Wort ‚Lage‘ ist missverständlich. Denn man versucht sich nicht etwa einzuprägen, an welcher Wand und in welcher Höhe der kleine Schalter ist. Wir suchen nicht einfach nach objektiven Daten, so wie wir es täten, wenn wir eine Bauzeichnung anzufertigen hätten. Was wir wissen wollen, wenn wir in der Finsternis erwachen, das ist, wo sich der Lichtschalter im Verhältnis zu uns befindet.

Orientierungswissen unterscheidet sich vom Objektwissen durch diesen notwendigen subjektiven Faktor. Uns interessiert nicht die Ordnung der Dinge, sondern wie wir auf die Dinge ausgerichtet sind. Darum nehmen wir bei der Ankunft in einer uns unbekanntem Stadt nicht nur gern den Stadtplan aus dem Hotel mit. Zumindest der geübte Reisende versucht sofort, sich markante Gebäude einzuprägen, die von möglichst vielen Plätzen aus zu sehen sind, weil das ermöglicht, den eigenen Standort zu bestimmen.

Die Orientierung verlieren, das heißt nicht: den Stadtplan verloren zu haben. Es heißt, nicht mehr zu wissen, wie herum man ihn halten muss, damit er uns eine Hilfe ist.

Es ist wie mit dem Wissen um die Bahn der Sonne und den Stand der Sterne: Es nützt uns gar nichts, wenn wir nicht wissen, wo wir stehen und – vor allem – wie wir ausgerichtet sind. Mit anderen Worten: Es reicht nicht zu wissen, in welchem Verhältnis sich die Dinge im Raum zueinander befinden und wie sie im Raum verteilt sind. Wir müssen wissen, wo rechts und links ist. Immanuel Kant, der – einmal muss es ja doch gesagt sein – ein größeres Talent für Beispiele hatte als Hannah Arendt, und außerdem in seinen jungen Jahren sehr lustige Freunde hatte, erläuterte die Bedeutung des subjektiven Faktors in der Orientierung 1786 so:

„Im Finstern orientire ich mich in einem mir bekannten Zimmer, wenn ich nur einen einzigen Gegenstand, dessen Stelle ich im Gedächtniß habe, anfassen kann. Aber hier hilft mir offenbar nichts als das Bestimmungsvermögen der Lagen nach einem subjectiven Unterscheidungsgrunde: denn die Objecte, deren Stelle ich finden soll, sehe ich gar nicht; und hätte jemand mir zum Späße alle Gegenstände zwar in derselben Ordnung unter einander, aber links gesetzt, was vorher rechts war, so würde ich mich in einem Zimmer, wo sonst alle Wände ganz gleich wären, gar nicht finden können. So aber orientire ich mich bald durch das bloße Gefühl eines Unterschiedes meiner zwei Seiten, der rechten und der linken. Eben das geschieht, wenn ich zur Nachtzeit auf mir sonst bekannten Straßen, in denen ich jetzt kein Haus unterscheide, gehen und mich gehörig wenden soll.“

Das ist der Grund, aus dem Menschen durch Spiegeltricks so einfach zu verwirren sind. Es ist aber auch der Grund für einen verhängnisvollen Fehler in der Biochemie gewesen: Die fatale Nebenwirkung des Schlafmittels Contergan entstand dadurch, dass seine Hersteller sich der Unterschiedes von rechtshändigen und linkshändigen Molekülen nicht bewusst waren. Sie stellten also den Wirkstoff zwar durch dieselben chemischen Bindungen her, bemerkten aber nicht, dass man jedes mehratomige Teilchen dennoch auf zwei verschiedene Weisen zusammensetzen kann, nämlich eines spiegelverkehrt zum anderen – ein Fehler, der uns schnell unterläuft, den die Natur aber nicht verzeiht.

Der „subjektive Unterscheidungsgrund“, der uns fähig macht, uns zu orientieren, hat für sich genommen – und das ist wichtig – nichts mit der Tatsache zu tun, dass wir die Welt immer nur insoweit erkennen können als unsere Erkenntnisvermögen dazu reichen. Egal, wie viel, wie weit und wie gründlich ich die Welt erkennen kann: Es bleibt unhintergebar, dass ich mich in der von uns erkannten Welt immer nur orientieren kann, wenn ich nicht nur etwas über die Welt weiß, sondern auch über meine jeweilige Ausrichtung auf die Welt. Denn Orientieren, das ist ein Erfordernis der kontrollierten Bewegung, also auch in der Veränderung. Trotz der Veränderung noch zu wissen, das ist nur möglich, wenn man sich bewusst ist, dass wir unsere Wahrnehmung sowie unsere anderen Erkenntniswerkzeuge nicht nur im Erkenntnisinteresse, sondern im Interesse an der Orientierung verwenden, was notwendig eine Einschränkung ihrer Funktion zur Folge hat – wie jeder weiß, der schon einmal Gefahr lief, zu spät zu einer Abendveranstaltung zu erscheinen, zielstrebig durch den Resselpark gehetzt ist und dabei überhaupt keinen Blick für die Säulen der Karlskirche hatte, ja, manchmal gar nicht weiß, dass er überhaupt an einem schönen Gebäude oder vielleicht auch an einem schönen Menschen vorbeigehastet ist. Es ist das eine Bedürfnis – also möglichst nicht zu spät zu kommen –, das alles andere verdrängt oder doch auf dieses Bedürfnis ausrichtet.

Es gehört zu den am wenigsten beachteten, aber vielleicht größten Einsichten Immanuel Kants – was ja, so unter uns, doch einiges heißen will –, dass sich die Frage der Orientierung auch im Denken stellt, weil es Bedürfnisse der Vernunft gibt. Bevor Sie sich jetzt fragen, ob das nicht irgendsoein esoterischer Blödsinn ist, den sich nur Menschen ausdenken, die zu viel Zeit haben, lassen Sie uns versuchen, das zu verstehen.

Natürlich fühlt die Vernunft nicht, ebenso wenig wie unsere Sinnlichkeit rechnen, unser Verstand träumen oder unsere Urteilskraft singen könnte. Vernunft ist eines unserer Erkenntnisvermögen, das zwar nur wenig vermag, aber eine gewaltige Wirkung entfachen kann, wenn wir so wollen. Wenn wir heute von Vernunft reden hören, dann ist damit selten das Erkenntnisvermögen gemeint, sondern irgendetwas blumig-bombastisch-pathetisch-Nebulöses, das nicht selten mit dem Hauch von Religion daherkommt. Daran liegt es vermutlich, dass mit dem Vernunftapostel meist auch ein Vernunftverächter erscheint, der mit ebenso religiöser Inbrunst fordert, diese irre Idee doch endlich mal zu begraben. Das 19. Jahrhundert ist nicht nur in der deutschen Ideengeschichte geprägt von überbordenden Vernunftträumen, so wie es im 20. Jahrhundert von Vernunftparanoikern nur so wimmelt, zu denen nicht zuletzt die Nationalsozialisten gehörten, denen die Vernunft als undeutsch, nämlich als gefährliche jüdische Erfindung zur heimlichen Eroberung der Welt galt. Eine ebenso selten erzählte wie bis heute folgenreiche Geschichte, die wir nun wirklich nicht mehr wiederholen sollten.

Vernunft als Erkenntnisvermögen ist der spezifisch menschliche Sinn zur Wahrnehmung von Stimmigkeit und Unstimmigkeit im Selbstverhältnis. Weil wir Vernunft haben, bemerken wir, wenn etwas, das wir wahrnehmen oder denken, nicht zu etwas anderem passt, das wir wahrnehmen oder denken. Wenn Sie Ihrer Vernunft begegnen wollen, dann reicht es vollkommen, einmal  $2 + 3 = 23$  zu denken. Nochmal langsam:  $2 + 3 = 23$ . Da reibt was, da stört was oder vielleicht doch nicht? Mehr als dieses Störgeräusch, dieser Alarm bei Unstimmigem, ist Vernunft vermutlich gar nicht. Und dennoch ist das, was sich da meldet und was wir darum die ‚Stimme der Vernunft‘ nennen, die wesentliche Ursache dafür, dass wir in der Lage sind, beispielsweise einen Begriff vom System zu haben, oder von einem Organismus, oder von Gesetz, sei es die Vorstellung von Naturgesetzen oder von Gerechtigkeit. Während die Wahrnehmung uns eine unüberschaubare Anzahl von Sinnesdaten liefert und der Verstand uns ermöglicht, Sinnesdaten unter Begriffe zu bringen, ist es die Vernunft, die durch Ideen, die wir darum auch Vernunftbegriffe nennen, überhaupt erst die Frage nach dem Zusammenhang aller Erkenntnisse ermöglicht. Sogar wenn Sie persönlich sehr schlecht über die Vernunft denken, ja, wenn Sie davon überzeugt sind, dass wir ohne diese Idee besser dran wären, weil das Reden von Vernunft Ihnen ganz sinnlos scheint, dann können Sie das nur, weil Sie Vernunft haben, die Sie Sinnfragen allererst stellen lässt. Egal ob wir von der zweckrationalen Vernunft sprechen oder aber von der moralisch-praktischen Vernunft: Ohne unser Vernunftvermögen wären wir weder in der Lage, ein Haus zu bauen noch uns unter Regeln gestellt zu denken. Ob wir die klugen Pläne und die Regeln dann auch tatsächlich befolgen, das ist, wie Sie natürlich alle wissen, ein ganz anderes Kapitel.

Dass wir so viele unterscheidbare kognitive Vermögen haben, verändert selbstverständlich auch das Spektrum dessen, was wir interessant finden können.

Oder anders gesagt: Unsere unterschiedlichen Erkenntnisvermögen können auch je eigene Vorstellungen und je eigene Bedürfnisse wecken. Das ist etwas ganz Banales, wie jeder weiß, der jetzt an ein kühles Hefeweizen denkt: Das, was wir denken, kann Gefühle auslösen, wie in diesem Fall eine trockene Kehle, die Sehnsucht nach

der Wahrnehmung eines taukühlen Glases in der Hand, uns kann das Wasser im Munde zusammenlaufen ... Ich hör ja schon auf, denn Sie haben es ja verstanden. Es ist unsere Einbildungskraft, die unter Verwendung bestimmter Gedächtnisengramme und des Feedbacks der Selbstwahrnehmung handfeste Empfindungen auszulösen in der Lage ist. Vermutlich haben Sie bis eben nicht an ein Bier gedacht, auch keinen Durst verspürt, und doch ist all das allein über den Gedanken daran zu wecken. Natürlich können wir nur Durst haben, weil unser Körper sich Flüssigkeit zuführen muss, um zu überleben. Aber Naturgegebenheit ist keine notwendige Bedingung dafür, dass Gedanken Empfindungen auslösen können. Dazu müssen Sie nun gar nicht an all diese exzentrischen sinnbefreiten Hobbies denken, die Menschen bewegen können. – Und entschuldigen Sie bitte, dass Österreich gestern gegen Deutschland verloren hat. – Es reicht schon, sich an eines dieser hübschen kleinen Petit Four aus dem Café Central zu erinnern, ich meine dieses aus dunkler Schokolade mit der Himbeere darauf ... An Bäumen wachsen die ja leider nicht.

Aber zurück zur Vernunft, oder doch ihrem ganz eigenen Bedürfnis. Tatsächlich kann nämlich nicht nur das, was wir denken, ein Bedürfnis auslösen. Auch die Art, wie wir denken, kann diesen Effekt haben. Weil sich für uns stimmiges Denken anders anfühlt als unstimmiges Denken, können wir eine Neigung zu dem einen oder dem anderen entwickeln. Immanuel Kant hat die unterschiedlichen Forschertypen so erklärt. Es gibt Menschen, die an Besonderheiten eine gesteigerte Freude haben und darum auch noch den tausendsten Käfer mit Hingabe aufspießen, so wie es auch Menschen gibt, die gern alles mit allem in Verbindung setzen und fasziniert von hermetischem Wissen sind. Es gibt den, der die Differenzen sieht, wo immer sie sich finden lassen; und es gibt den, der den Zusammenhang feiert, wo immer er sich herstellen lässt. Auch Menschen, die ihre Virtuosität in der Bewegung zwischen den Extremen genießen können, konnte Kant sich vorstellen (vermutlich, weil er sich so erlebte). Und um es gleich dazu zu sagen: Kant konnte daran auch gar nichts Verwerfliches finden. Forschung ist ein Teil des Lebens, so dass man erwarten kann, dass nur derjenige Spitzenleistungen liefert, der die eigene Denkungsart auch aus Neigung verfolgt.

Diese so unterschiedlichen Bedürfnisse nach Einheit, Differenz und Dialektik hat der Mensch aus dem einzigen Grund, dass wir ein Vernunftwesen sind, also Ideen von Einheit, Differenz und Dialektik haben. Das bedeutet nicht, dass wir in der Lage wären, reine Vernunft zu erleben, oder reinen Verstand, oder reine Sinnlichkeit, denn natürlich denken wir immer etwas. Um es mit Kant zu sagen: „Wir mögen unsere Begriffe noch so hoch anlegen und dabei noch so sehr von der Sinnlichkeit abstrahieren, so hängen ihnen doch noch immer bildliche Vorstellungen an.“ Aber wie auch bei all unseren anderen Betätigungen können wir uns nicht nur auf einen einzigen sinnlichen Eindruck beschränken. Wer unter Ihnen Musiker oder Sportler ist, der weiß sofort, was ich meine: Ich kann mich auf jeden einzelnen Muskel konzentrieren, ich kann meine Aufmerksamkeit aber auch auf die Harmonie der Bewegung, also auf ihre Form richten. Dadurch verschwindet der jeweils andere Aspekt nicht, aber er interessiert uns dann weniger. Ebenso ist es beim Denken: Ich kann mich auf den bildlichen Anteil konzentrieren, oder eben auf die Form des Denkens. Es sind vernunftgewirkte Gefühle, von denen wir hier sprechen, weil nicht etwa die Vernunft fühlt, sondern weil wir als Vernunftwesen anders fühlen können. Und wie jedes Gefühl können auch vernunftgewirkte Gefühle ein Bedürfnis auslösen, sei es nun das, es wieder zu fühlen, oder das, dieses jeweilige Gefühl zu vermeiden. Es gibt, der Vollständigkeit halber sei es gesagt, natürlich auch Gefühle, die durch unsere anderen kognitiven Vermögen gewirkt werden. Wer sich an die Streitlust Hannah



Arendts erinnert, wird uns schwer erkennen, dass hier die Wahrnehmung der eigenen Urteilskraft wortwörtlich mitgespielt hat.

Weil das so ist, also weil die Vernunft durch die bloße Form des Denkens Bedürfnisse wirken kann, können diese Bedürfnisse wiederum zu einem Motiv für unser Weiterdenken werden. So wie es im Extremfall irgendwann ganz egal wird, ob man nun Käfer oder Schmetterlinge oder Elefanten sammelt, wenn es nur immer mehr verschiedene Kuriositäten werden. Und so wie es auch ganz egal werden kann, ob man Äpfel mit Birnen und Birnen mit Tigern und Tiger mit Gott in Verbindung setzt, wenn denn nur alles mit allem verbunden ist. Und nun wissen Sie auch, was es heißt, sich im Denken zu orientieren: Immer dann, wenn wir es mit einer Flut von Sinnesdaten zu tun haben und die Gefahr besteht, dass wir uns in ihnen und unseren Gedanken über sie verirren, kommt zu den Sinnesdaten, zu den Beobachtungen – also den objektiven Faktoren – ein Bedürfnis hinzu, das wir als Vernunftwesen haben: Wir wollen verstehen.

Verstehen wollen, das ist ein vernunftgewirktes Bedürfnis, aber es ist eben ein Bedürfnis und keine Erkenntnis. Der Preis, den wir als Vernunftwesen zahlen, ist es, mit Fragen belästigt zu werden, die wir uns nicht beantworten können und die offenbar auch niemand sonst uns beantworten möchte. Wenn ich mich im Denken orientiere, dann versuche ich also, den Mangel der objektiven Prinzipien der Vernunft durch ein subjektives Prinzip der Vernunft auszugleichen. Oder nochmal langsam: Weil ich nicht alle Schwäne der Welt auf einmal beobachten kann, abstrahiere ich in der Konzentration auf die Vernunft einen widerspruchsfreien Begriff vom Schwan noch über alle Verstandesbegriffe hinaus. Was die Empirie nicht liefert, ersetzt mein Bedürfnis nach der Idee. Das ist nun solange ganz ungefährlich, ja, sogar produktiv, wie mir bewusst ist, dass es einen wesentlichen Unterschied zwischen Schwänen und der Idee eines Schwanes gibt, weil der nächste Schwan, der mir begegnet, nämlich im Unterschied zu meiner Idee ein Ding der Welt ist, seine Abweichung von meiner Idee also eine Korrektur meiner Idee zur Folge haben muss (und nicht etwa umgekehrt, wobei ich Ihnen versichern kann, dass Schwäne auch wirklich nicht gut schmecken). Bekanntlich besteht aber immer die Gefahr, dass ich aus Furcht, etwas nicht zu verstehen, mich so sehr an die reine Form meines Denkens halte, dass die Erfahrungserkenntnis gar nicht mehr mitkommen kann. Das Bedürfnis zu verstehen und die Freude an der Wahrnehmung der konstruierten Logik und Schlüssigkeit soll ersetzen, was ich als Mensch gar nicht zu wissen vermag. Wir lachen heute gern darüber, wenn wir hören, dass im sechsten Jahrhundert ein Mann unter dem Pseudonym Dionysius Areopagita die Namen aller Engel aufzusagen wusste, ein System des himmlischen Geflügels entwarf und ganz sicher war, dass es genau neun Chöre von Engeln gibt, die zu Dreiergruppen zusammengefasst sind. Aber auch wenn wir im Verkehr mit der Geisterwelt Gottes heute zurückhaltender sind, heißt das nicht, dass wir nicht denselben Fehler in der Gewichtung der Prinzipien unseres Denkens begehen und dazu neigen würden, uns im Zweifel im eigenen Denken nur am Bedürfnis der Vernunft zu orientieren und genau dadurch die Fähigkeit verlieren, uns mit dem Denken noch in der Welt zurecht zu finden. Weil das so ist, fiel auch manchen Intellektuellen zu Hitler etwas ein. Weil das so ist, haben Ideologien eine Faszination zu bieten, vor der jedes Faktum die Attraktivität und damit auch seine korrektive Kraft verliert, wenn wir uns nicht immer wieder gegen unser vernunftgewirktes Bedürfnis wehren.

Wir sind in einem Dilemma: Einerseits können wir Zusammenhänge überhaupt nur erkennen, weil wir Vernunftprinzipien anwenden; andererseits kann die Orientierung am Bedürfnis der Vernunft dazu führen, dass, wie Kant es formuliert, „die Freiheit zu denken zuletzt dadurch eingebüßt wird“.

Es ist eine simple Tatsache: Sobald wir uns einem Gegenstand oder einem Themengebiet mit dem Interesse zuwenden, es zu verstehen und nicht nur zu erkennen, ist immer schon beides involviert: die dafür notwendigen objektiven Prinzipien der Vernunft und ein ebenso notwendiges, aber eben subjektives Prinzip, das etwas ganz anderes ist als bloß eine Frage der Perspektive. Wer versuchen würde, konsequent auf dieses subjektive Prinzip zu verzichten, um etwa besser zu erkennen, beginge schon im Willen, konsequent zu sein, genau denselben Fehler, den er doch unbedingt vermeiden möchte, denn – noch einmal Kant: – „ohne irgendein Gesetz kann gar nichts, selbst nicht der größte Unsinn, sein Spiel lange treiben“.

Tatsächlich gibt es für den Menschen keine Erkenntnis, die nicht, wie Hannah Arendt es formuliert, „um den Menschen zentriert ist“. Es ist unsere Ausrichtung auf die Welt, also auch unsere Fähigkeit, Fragen an die Welt zu stellen, die immer auch bedingt, was wir dann noch erkennen. Die Hoffnung also, Naturwissenschaften können wesentlich präziser sein als beispielsweise die Geschichtswissenschaft, ist insofern vergeblich: Wir verstehen nichts, wenn wir uns der Welt nicht zuwenden. Sobald wir uns der Welt aber zuwenden, also eine Frage an sie stellen, bedingt die Frage, was wir von der Welt erkennen. Mehr als das. Um nochmals Hannah Arendt zu zitieren:

„Sobald der menschliche Geist in sich stimmige Gesetzes-Systeme entwirft, ist es, als hätten die Tatsachen nichts Eiligeres zu tun, als sich ihnen zu fügen, das heißt sie zu ‚beweisen‘, wobei es entscheidend ist, daß sowohl im geschichtlich-politischen wie im physikalisch-technischen Bereich diese Erweisbarkeit keineswegs eine theoretische Angelegenheit ist. Das Bestürzende“ – immer noch Hannah Arendt – „Das Bestürzende ist vielmehr, daß den ‚ganz verschiedenen Typen von Naturgesetzen‘ ganz verschiedene Techniken zur Herstellung der Welt und den ganz verschiedenen Typen von Geschichtsgesetzen ganz verschiedene mögliche Typen politischen Handelns entsprechen, die sich alle in der Wirklichkeit bewähren.“

Darum, nebenbei bemerkt, sind neue Fragen nach der Möglichkeit unseres Erkenntnisvermögens etwas so Großartiges.

Unsere Wahrnehmung ist ohne Begriffe blind, und doch haben wir keinen anderen Weg zur Erkenntnis als das Begreifen der Anschauung im Zusammenhang, also das Begreifen von dem, was wir für die Welt halten. Wir müssen die Frage, was es heißt, sich im Denken zu orientieren, eben darum stellen, weil wir es immer schon tun: Unser Denken ist immer schon ausgerichtetes Denken. Wir haben nur die Wahl, wie und woran wir es ausrichten wollen. Menschen sehen und fühlen sehr viel weniger, als sie zu sehen und zu fühlen glauben. Der Anteil unseres Vernunftbedürfnisses an dem, was wir sehen und fühlen, ist sehr viel größer, als den meisten bewusst ist.

Wenn man ein Dichter ist, kann man das Problem des orientierten Denkens auch in einem Satz zusammenfassen: „Ein Sonnenuntergang“, heißt es bei Fernando Pessoa: „Ein Sonnenuntergang ist ein intellektuelles Phänomen.“

Als Immanuel Kant 1786 danach fragte, was es heißt, sich im Denken zu orientieren, meinte er aber noch etwas anderes. Er hatte sich diese Formulierung ausnahmsweise nicht selber ausgedacht. Es war Moses Mendelssohn gewesen, der in einem wahrlich fürchterlichen Streit mit einem Kollegen geschrieben hatte: „So oft mich meine Spekulation zu weit von der Heerstraße des Gemeinsinns abzuführen scheint, so stehe ich still und suche mich zu orientieren. Ich sehe auf den Punkt zurück, von welchem wir ausgegangen sind, und suche meine beyden Wegweiser zu vergleichen.“ (*Morgenstunden*.) Diese Denkregel, die so sympathisch klingt, hatte in dem Streit



mit Friedrich Heinrich Jacobi nichts genützt. Beide hatten sich, wie es bei religiösen Fragen ja bekanntlich schnell geschehen kann, gegenseitig hochgeschaukelt. Beide hatten über das Ziel hinaus, also mit aller Wortgewalt aufeinander geschossen und am Ende war tatsächlich einer tot: Moses Mendelssohn starb im Januar 1786, weil er sich erkältet hatte, als er die nächste Kampfschrift in die Druckerei trug, und Freunde machten Jacobi öffentlich dafür verantwortlich, ihren Freund verloren zu haben.

Immanuel Kant war in einem menschlichen Dilemma: Moses Mendelssohn gehörte nicht nur zu den wenigen zeitgenössischen Autoren, die er überhaupt las. Er stand ihm auch persönlich nah. Mendelssohn hatte Kants Vorlesung besucht, beide Männer, einer berühmter als der andere, waren sich zur Überraschung der Studenten sogar in die Arme gefallen. Und auch nach Mendelssohns Tod erregte es einiges Aufsehen, dass ausgerechnet Kant bei der Königsberger Trauerfeier für den großen jüdischen Denker erschien. Jeder wusste nämlich, dass Kant grundsätzlich nie zur Kirche ging und erst recht nicht auf Beerdigungen. In einer Art Kurzinterview bekräftigte Kant, dass er insbesondere religiöse Gesänge zwar ganz schauerlich fände: „Aber Mendelssohn“, fügte er hinzu, „war mein Freund zu sehr, als dass ich nicht zugegen sein dürfte.“ Ein nicht zuletzt politisches Statement. Denn Sie wissen natürlich, dass auch die Aufklärung keineswegs frei von antijüdischen Ressentiments war, geschweige denn von handfester judenfeindlicher Gesetzgebung. Kant wird schließlich sein Buch *Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft* mit der Begründung schreiben, dass jemand endlich für das Christentum nachholen müsse, was Mendelssohn für das Judentum geleistet hat. Was aber tut man, wenn ein Freund sich verrennt? Wenn er sich irrt? Und sich darüber hinaus auch nicht mehr wehren kann, weil er tot ist? In dem sogenannten Atheismusstreit, dem wir Heutigen immerhin verdanken, dass man noch weiß, wer Spinoza ist, also in dem Atheismusstreit sah Kant auf beiden Seiten gravierende Denkfehler. Ob Dogmatismus der Vernunftideen oder der Irrationalität – beides war Schwärmerei. Alle drängten Kant zu einer Stellungnahme. Als er sich schließlich durchrang, die Welttauglichkeit der Vernunft gegen beide Kontrahenten zu verteidigen, borgte er sich als Titel die bekannte Formulierung seines Freundes.

Der Grund für diese damals unübersehbare Erklärung freundschaftlicher Nähe hatte aber nicht nur damit zu tun, dass Kant auch der Denkungsart Mendelssohns näher stand als derjenigen seiner Gegner. Viel mehr ärgerte er sich über den Ton der Debatte: „Ich habe es jederzeit für Pflicht gehalten, Männern von Talent, Wissenschaft u. Rechtschaffenheit mit Achtung zu begegnen“, schreibt Kant in einem persönlichen Brief an Jacobi, „so weit wir auch in Meynungen aus einander seyn möchten. Aus diesem Gesichtspuncte werden sie auch meinen Aufsatz in der Berl. M. S. über das sich Orientiren, beurtheilen.“ Den Streit allerdings, den habe er „jederzeit mit innerem Schmerz wargenommen“, ja, er habe auch Jacobi gelegentlich gegen ungerechte Angriffe verteidigt. „Ich weiß aber nicht, wie an sich guten u. verständigen Männern ofters der Kopf gestellt ist, daß sie ein Verdienst darinn setzen, was, wenn es gegen sie geschähe ihnen höchst unbillig dünken würde.“

Was heißt: Sich im Denken orientieren, das bedeutet für Menschen nämlich nicht nur: Was heißt es für den Menschen, sich in seinem eigenen Denken zu orientieren, sondern auch: Was heißt es für den einen Menschen, sich im Denken eines Anderen zu orientieren.

Und ja, Sie haben richtig geraten, jetzt reden wir über Sex.

Diejenigen hier im Raum, die wie ich gelegentlich öffentlich über Hannah Arendt sprechen, kennen zweifellos die Frage, die im Laufe des Abends immer gestellt wird, und zwar ganz unabhängig davon, wovon der Vortrag handelte: „Liegt es vielleicht

daran, dass sie mit Heidegger im Bett war?“ Das Eigentümliche dieser Frage ist nicht so sehr, dass der Fragende auch ein Verdienst darin setzt, was, wenn es gegen ihn geschähe, ihm höchst unbillig dünken würde. Denn natürlich möchte ein so tapferer Ritter der weiblichen Unberührtheit keinesfalls die Rückfrage hören, also die Frage, mit wem er eigentlich gerade im Bett war, weil es ja einen handfesten Grund haben muss, dass er überhaupt auf solch einen Gedanken kommt. Nichts erschüttert mehr als diese Gegenfrage. Glauben Sie es mir. Ich stelle sie dann nämlich immer. Es liegt natürlich daran, dass ich als Frau mit der Vorstellung Probleme habe, dass ein sexueller Akt, mit wem auch immer, Frauen, und selbstverständlich nur Frauen, lebenslang um die Fähigkeit zum selbstständigen Denken bringt. Sollten Sie da Zweifel hegen, kann ich Ihnen gern versichern: Das ist nicht so.

Es stimmt. Hannah Arendt war mit Martin Heidegger im Bett. Und mit Erwin Loewenson. Und mit Karl Frankenstein. Und Erich Neumann. Und mit Benno von Wiese. Und sie hatte zwei Ehemänner. Und wenn wir mehr Zeit hätten, ließe sich die Liste noch beachtlich verlängern. Glauben Sie es oder nicht: Es gibt angesehene Wissenschaftler, die Hannah Arendts Schriften ernsthaft nach ihren Männern sortiert haben, weil die vermeintlich wesentlichen ‚Einfluss‘ – ein schauerhaftes Wort – auf diese Texte hatten, ohne den man angeblich nicht versteht, worum es wirklich geht. Nun hatte Hannah Arendt, man kann es nicht anders sagen, in der Wahl ihrer Liebhaber tatsächlich einen hohen intellektuellen Anspruch, wobei man nun doch etwas Nachsicht mit den Männern haben sollte: Es war im letzten Jahrhundert für einen männlichen Philosophen natürlich auch nicht so leicht wie für eine Frau, sich Bettgefährtinnen suchen, mit denen man abendfüllende Fachgespräche hätte führen können, geschweige denn, dass sie berühmte Bücher geschrieben hätten, über die sich ein lebenslanges Nachdenken lohnt. Dabei fällt mir ein: *Hannah Arendt's Männer* – das wäre auch eine interessante Ausstellung.

Muss man überhaupt darüber sprechen, also jenseits der schlichten Freude an der Unterhaltung, am Lästern und manchmal auch aus neidischer Rache? Denn bekanntlich sind auch Wissenschaftler nicht immun gegen den Reiz von Klatsch und Tratsch und Bettgeschichten. Ja, das muss man tatsächlich. Denn das wirklich Irritierende an der Irritation um Arendt und Männergeschichten ist, jedenfalls für mich, die selbstverständliche Annahme, dass es ein Gewinn für die Wissenschaft und insbesondere die Philosophie sein könnte, sich im Denken durch nichts und niemanden beeinflussen zu lassen.

Wir lernen doch das Philosophieren ganz anders. Ein Studium der Philosophie beginnt genau damit: mit dem Kennenlernen des fremden Denkens und dieses Kennenlernen ist keineswegs aseptisch. Es gibt nämlich kein Labor, in dem sich ein Denken beobachten ließe, so wie man gefährliche Viren auf Abstand hält, damit sie uns nicht berühren können. Man denkt sich auch nicht etwa in einen anderen hinein, so wie ein Maulwurf in die Erde, so dass es reichte, sich danach das Fell zu waschen. Man aktualisiert Begriff für Begriff, Gedanke für Gedanke, indem man sie bewusst nachdenkt, sie also als Koordinaten für die Anschauung, das Wahrnehmen verwendet, dabei aber lernt, diesen Vorgang genau zu beobachten. In ein fremdes Denken hinein und wieder hinaus, das ist nicht so einfach, wie sich spaßeshalber farbiges Glas vor die Augen zu halten. Weil man das tatsächlich erst lernen und üben muss, beginnt der Anfänger klugerweise mit Denkern, die dafür bekannt sind, nichts Übles im Schilde zu führen. Wenn's dann schiefgeht, und Ihnen ein Begriff sozusagen durch die Deckung rutscht, weil Ihre Abschirmung der eigenen Denkungsart gegen den fremden Begriff noch nicht verlässlich genug ist, dann lichtet sich Ihr Denken sozusagen durch einen Unfall. Gibt schlimmeres. Mit Martin Heideggers

Begriffen oder den Gedanken von Carl Schmitt, und durchaus auch schon mit Hegel sind solche Experimente deshalb am Anfang nicht zu empfehlen – es sei denn, man hat schon lange vor dem Philosophiestudium Immanuel Kant gelesen. So mit vierzehn, zum Beispiel.

Philosophie, die Liebe zur Weisheit, ist zumindest am Anfang immer die Liebe zu den Weisen oder eben doch zu denen, die als Klassiker und Lehrer des eigenen Faches gelten. Die meisten von uns haben es dabei allerdings leider nur mit Philosophen zu tun gehabt, die längst tot sind. Aber ob nun die Begegnung mit fremdem Denken in Büchern oder lebenden Menschen: Den Lernerfolg erhoffen wir uns immer durch dieselbe Technik. Man beginnt mit dem Verstehen der Wörter, geht über zur Imitation und treibt dann das fremde Denken als eigenes so weit, bis seine Vorzüge, aber auch seine Grenzen sichtbar werden. Mit anderen Worten: Wir lernen, uns im Denken eines anderen zu orientieren und vertrauen dabei auf das Bedürfnis unserer eigenen Vernunft, also auf unsere unauslöschliche Fähigkeit zu erkennen, wann dieses Denken den Bezug zu dem verliert, was wir alle gemeinsam haben: die Welt. Es gilt immer, das Denken, dem wir als einem fremden begegnet, im eigenen Denken zu radikalieren, es also ad absurdum zu denken. Kommt man zu diesem Punkt, dann schreitet man zum nächsten Denken. Die ehemaligen Philosophiestudenten unter Ihnen wissen: In unserem Fach gibt es keinen gefährlicheren Irrweg als die Monogamie. Der gut ausgebildete Philosoph ist vieler Lehrer Schüler und genau deshalb mehr als das, – was Dankbarkeit doch aber nicht ausschließen sollte.

In der Tradition der westlichen Philosophie gilt es dennoch als Kennzeichen der Meisterschaft, dass wir irgendwann tatsächlich ohne die Leitung eines anderen philosophieren können. Wann genau die Meinung entstand, dass es darüber hinaus sogar die eigene Reputation beschädigt, wenn man jemanden seinen Lehrer und sich seinen Schüler nennt, ist eine spannende Frage. Denn es ist doch gar nicht selbstverständlich, dass sich eine so große Angst vor dem Anteil anderer entwickelt, dass der einsame Spaziergänger zum Ideal des Philosophen wurde. Was soll das heißen? Das wir uns wie Heidegger benehmen, und irgendwann keine Bücher anderer mehr lesen, weil wir ja eigene schreiben? Ein interessantes Forschungsprojekt, wenn Sie mich fragen. Aber weil Sie sicher nicht bis zum Sonntag bleiben wollen, soll meine Empfehlung reichen, Hannah Arendts letztes Buch einmal vor dem Hintergrund dieser Frage zu lesen: Nämlich als eindrucksvollen Versuch, Heidegger unerbittlich zu Ende und damit über ihn hinaus zu denken.

Wer denkt, heißt es dort, handelt nicht. Wir stellen auch nichts her und bringen auch nichts hervor. Wer denkt, verlässt für einen Moment die Gesellschaft der anderen. Dennoch sind „Menschen, die nicht denken, [...] wie Schlafwandler“, schreibt Arendt und klingt mit den Begriffen des Gedankenlosen und des Eigentlichen tatsächlich ganz wie Heidegger. Wer denkt, als wäre es ein Selbstgespräch, fährt sie aber fort, zerfällt unvermeidlich in zwei Teile. Er ist nicht ein Mensch, er ist keine Person, er ist auch nicht etwa ‚der Denker‘, weil nämlich der, der sich selber zu denken versucht, das Unmögliche unternimmt, gleichzeitig Denker und Bedachtes zu sein. Wenn wir mit uns allein sind, erleben wir uns als „Zwei-in-Einem“ und sonst gar nichts. Und obwohl uns nichts anderes übrig bleibt, als uns mit unseren Erkenntnisvermögen vertraut zu machen, also auch zu denken, wenn wir verantwortungsbewusst handeln und nicht nur gedankenlos vor uns hin dumpfen wollen, führt uns das Denken doch nie zu einem Bewusstsein von Identität. Bestenfalls, diese Probe machte bekanntlich im 17. Jahrhundert René Descartes, kommen wir so zum schlichten Bewusstsein, dass wir sind: *Ego cogito, ego existo* — Ich denke. Ich bin.

Auch wenn wir im Denken noch ohne Weltbezug ein Wirklichkeitsempfinden haben können, ist mit dieser Sicherheit doch nur wenig anzufangen. Sie kennen natürlich alle Descartes Ausweg: Er bewies sich einen Gott, der ihm die Sicherheit weiterer Erkenntnis garantieren sollte, also die Brücke zurück in die Welt. Und doch hat seine Einsicht, dass wir eine Brücke überhaupt brauchen, unser Bilder der Welt maßgeblich verändert. Das *Ego cogito* ist eine hausgemachte Sackgasse des monologischen Denkens, das sich die Vorstellung des Selbstgesprächs nach dem Bilde des Dialogs mit anderen schafft. „Das Ich“, schreibt Arendt, „besteht nur in der Dualität.“ So möchte man das Denken dann doch wenigstens in der Vorstellung als „Zwiegespräch unter Freunden“. Unter Freunden? Freundschaft ist ein Begriff, der bei Heidegger nicht vorkommt. Heidegger brachte es auch nie zum Eingeständnis, dass ein Mensch notwendig einen anderen Menschen braucht, der ihn bei seinem Namen ruft, weil nur so die Dualität überwunden werden kann. Wer sich als Teil der Welt fühlen will, erreicht das aber tatsächlich nicht allein. Nur das echte Gespräch kann das gedachte Gespräch unterbrechen.

Es liest sich so leicht, man kann es schnell überlesen, und doch benennt Hannah Arendt hier etwas, das in der Geschichte der Philosophie bis zu diesem Zeitpunkt kaum erörtert worden ist: Der andere Mensch kann die Möglichkeiten unserer Erkenntnis erweitern, und zwar nicht nur, indem er die Erfahrung der Welt aus seiner Perspektive neben unsere stellt. Ein anderer kann nicht nur mit uns auf die Welt schauen. Er kann nicht nur seine Kenntnisse mit uns teilen. Er kann uns auch, wenn er es denn möchte, von seiner Denkerfahrung berichten und bewusst der Gegenstand unserer Denkerfahrung werden, so dass sich gemeinsam herausfinden lässt, was ein einzelner niemals herausfinden kann: Wo genau die Grenze verläuft zwischen dem Bedürfnis der Vernunft und einer vernünftigen Orientierung im eigenen und fremden Denken.

Von Karl Jaspers stammt die Warnung an jeden, der diesen Versuch des gemeinsamen Denkens wagen möchte, es sich nicht so einfach vorzustellen und schon gar nicht als romantische Spielerei. „Wir müssen das Mögliche sehen und es hervorlocken durch das Risiko der eigenen Offenheit. Ich bin verantwortlich dafür, daß meine Offenheit echt und nicht zweckhaft, daß ich sie selbst bin und sie nicht ein verfügbares und einschränkbares Mittel für mich wird, – und verantwortlich dafür, welchem Menschen ich vertraue, wie das Vertrauen erwächst, sich bestätigt oder enttäuscht.“ Denn falsches Vertrauen ehrt uns nicht. Jedes Scheitern ist eine persönliche Katastrophe. Aber ohne den Mut, das gemeinsame Denken nicht nur in Aufrichtigkeit, sondern auch jenseits einer Theorie des kommunikativen Handelns, also in Offenheit zu wagen; ohne unsere Bereitschaft zur existentiellen Enttäuschung, bleibt Philosophie abhängig vom persönlichen Charakter des Philosophen. Wenn es für Menschen im 21. Jahrhundert noch eine Chance auf die Letztbegründung gibt, dann führt sie nur über einen anderen Menschen, der sich mir in der Bereitschaft zuwendet, seine Bedürftigkeit zu zeigen und genau damit meiner entgegenzukommen. Ohne das Erforschen und Kultivieren des wahrhaft gemeinsamen Denkens bleibt ein Sonnenuntergang ein intellektuelles Phänomen.

Hannah Arendt, das sei ausdrücklich gesagt, hat keine Kritik des dialogischen Denkens vorgelegt. Aber sie hat danach gefragt, und – was unvergleichlich beeindruckender ist – sie hat immer wieder versucht, den einsamen Denkweg zu verlassen und den Dialog zu leben, weil sie Martin Heideggers *Unio mystica* mit dem *Seyn* mit all seiner Verachtung für das Allgemeinmenschliche nicht für den erstrebenswerten Denkweg hielt. Sie wagte im gemeinsamen Denken mit ihrem Mann, Heinrich Blücher, vor den Augen von jedem, der es sehen will, die andere Einheit von Leben

und Denken – in der Freiheit, die beide einander ließen, und in einer unerhörten Nähe, in der sie für beide schrieb. „Ach Liebster“, bekennt Hannah Arendt aus Basel nach Hause, und verbesserte wie nebenbei Friedrich Nietzsche, „Ach Liebster, Nietzsche hat gesagt – wie Jaspers gerade berichtete –, ‚Wahrheit gibt es nur zu zweien.‘<sup>1</sup> Ich allein jedenfalls könnte es nie.“

Wer das mit bloßem Geturtel oder gar Hörigkeit und sonstigen Formen der Unmündigkeit verwechselt, unterschätzt nicht nur das Niveau der größten Philosophin des 20. Jahrhunderts, sondern vergibt die Chance, ein Feld der Philosophie zu vermessen, von dem wir bisher nur sehr wenig wissen. Eben darum sollten Philosophen tatsächlich mehr über die Erfahrung des Denkens berichten, auch wenn es so oft bedeutet, vom Scheitern zu reden oder noch Intimeres preiszugeben, also das, was zu den missverständlichsten Angelegenheiten gehört, weil die menschliche Vorstellungskraft gerade hier durch die eigene Erfahrung ebenso begrenzt ist wie durch unseren Mangel an Mut zu anderen Lebenswegen. Am Ende der Dokumentation von Ada Ushpiz über Hannah Arendt, die Sie morgen Abend im Rahmen dieses Workshops anschauen können und vor allem unbedingt anschauen sollten, erzählt der letzte Assistent Hannah Arendts von seinem Eindruck, dass seine Lehrerin vor allem unglücklich war: die Philosophin sei doch in jeder ihrer Beziehungen immer die Betrogene geblieben. Wenn Sie mir, nachdem wir uns nun fast eine Stunde kennen, ein wenig Einfluss auf Ihr Denken gestatten, dann wagen Sie die Gegenprobe und lesen Sie Arendt so, als wenn dieser Eindruck nicht stimmt. Lesen Sie Arendt so, als wenn sie weiß, wovon sie spricht. Lesen Sie Hannah Arendt *semel in vita*, wenigstens einmal im Leben so, als wäre sie die Pionierin im unentdeckten Land des dialogischen Denkens.

„Sie wurde sehr verehrt und erzählte mir gelegentlich amüsiert, was ihr alles so passierte“, berichtet Hans Jonas, der Hannah Arendt auch sehr geliebt hat, aber das Rennen gegen Heidegger verlor. „Eines Tages – sie hatte einen Vortrag am Union Theological Seminary gehalten – fuhr sie ein Mitglied der Fakultät im Auto nach Hause. ‚Plötzlich stürzte er sich auf mich und fing an mich zu umarmen und zu küssen. Da habe ich ihm gesagt: Na junger Mann, nun nehmen Sie sich mal zusammen!‘ Sie hat das überlegen und humorvoll behandelt und ihn in seine Schranken gewiesen. Als ich sagte: ‚Nanu, das ist aber wirklich allerhand!‘, erwiderte sie: ‚Er mußte halt irgendwie seiner Begeisterung für mich Ausdruck verleihen.‘ Worauf ich sagte: ‚Man kann doch schließlich seiner Begeisterung auch anderen Ausdruck geben.‘ Hannah schwieg einen Augenblick, sah mich verschmitzt an und sagte: ‚Nur so!‘“

Ich wünsche Ihnen eine anregende Tagung. Vielen Dank.

<sup>1</sup> Original: Nietzsche, Fröhliche Wissenschaft, KSA 3, Seite 517: „Einer hat immer Unrecht; aber mit zweien beginnt die Wahrheit.“

Bettina Stangneth  
Philosophin, Hamburg  
[b.stangneth@googlemail.com](mailto:b.stangneth@googlemail.com)

Zitierweise: Bettina Stangneth, Was heißt: Sich im Denken orientieren? in: S:I.M.O.N. – Shoah:  
Intervention. Methods. Documentation. 4 (2017) 2, 98-111.

<http://doi.org/cfzg>

Context: Hannah Arendt

**S:I.M.O.N. – Shoah: Intervention. Methods. DocumentatiON.**

ISSN 2408-9192

Herausgeberkomitee des Internationalen Wissenschaftlichen Beirats:  
Peter Black/Gustavo Corni/Irina Scherbakowa

4 (2017) 2

<http://doi.org/cf7m>

Redaktion: Éva Kovács/Béla Rásky

Web-Editor: Sandro Fasching

Webmaster: Bálint Kovács

PDF-Grafik: Hans Ljung

S:I.M.O.N. ist das unregelmäßig in englischer oder deutscher Sprache erscheinende E-Journal des  
Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI).